

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der blaue Anker.

Roman von Elfriede Schulz.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Als Friedrich Wölflin aus dem dünnen Kiefernwald trat, öffnete sich vor seinen Blicken das weite Bobertal, das rechts von einem hochgeschüttelten Bahndamm abgeschlossen wurde, eine Welt für sich. Tief unten zwischen grauem Weidengebüsch wälzte der Fluß seine gelblichgrünen Fluten vor sich hin, dem hohen Eisenwerk der Bahnbrücke zu. Wölflin hielt einen Augenblick inne und stieß mit der feinen, dünnen Rechten den Spazierstock in den sandigen Moosboden. Aus den grauen Büscheln erhoben die zarten Pflanzen auf goldbraunen Stielen ihre Krönchen wie zweigehaftete Palmen und verwebten sich mit dem zitternden Sonnenlicht. Eine Biene segelte summend vorüber und ging dann mit verwegenem Bick auf in seliger Ziellostigkeit ins Blaue hinaus.

Friedrich Wölflin bemerkte das alles kaum und setzte sich langsam auf den Grenzstein, der dem Waldrevier das Ende zeichnete. Die müden Augen sahen das sonnige Landschaftsbild in die Seele, die heute, in dieser wunderbar seltenen Palmsonntagsfrühe, selten weich gestimmt war und auf dem schmalen Rande zwischen Wehmut und Lust wie ein blauer Falter auf dem Weisenrain dahinschwebte.

Friedrich Wölflin! — Gerade heute vor zwanzig Jahren hieltest du mit deinem jungen Weibe als neubestallter Schulmeister den Einzug in Niederwiesenthal, und es war damals genau so ein rätselführender Tag wie heute, voll von taufreifer Lebenshoffnung, links die ersten mattgelben Primeln und blaßblauen Bergglocken, rechts die mürrischen grauen Weidenstämme, deren Saft noch nicht in Fluß gekommen war.

„Der Wolf kommt!“ — So ging es damals wie ein Lauffeuer durch das kleine Bauerndorf, als das Wägelchen des alten Zandererschulz von Oberwiesenthal her in Sicht kam, und die vierzig, fünfzig Schulkinder bekamen keinen geringen Schreck bei diesem Kriegsruf der spottfüchtigen Knechte und Mägde, die sich neugierig an den Bäumen aufgepflanzt hatten. Aber als die Schulzenrappen vor dem frischgetünchten Schulhause anhielten, das mit einem schweren Strohdach wie mit einer hohen Haube bedeckt war, und der behende Wölflin seine fünfundzwanzig Jahre mit leichtem Schwung vor die Kalesche stellte und seiner kleinen Frau über das Trittbrett half, da sah niemand von der angesammelten Dorfgesellschaft mehr eine Wolfsgesahr, denn aus dem blühenden Gesicht des jungen Weibes, aus den strahlenden Augen ging ein warmer Glanz wie ein leichter Gruß über die Straße, und man schloß auf der Stelle Freundschaft mit dem neu hereingeschnitten Paar.

Das alte niedrige Schulhaus sah ein Duzend glückliche Jahre, wenn auch die Zeit der Not den kümmerlichen Gold

des Schulamtes manchmal recht schwer und drückend fühlbar gemacht hatte. Bis dann ein düsterer Herbsttag —

Was ist dir, Friedrich Wölflin?

In deinem Gesicht zuckt es schmerzlich, und die Hände, die sich in Gedanken falten, zittern leise. Durch die schmale Brust geht es wie eine Erschütterung. Das blaugraue Auge sucht links in der Ferne den hellen Sandstreifen, der dem dunklen Waldsaum vorgelagert ist. Wie ein bräunlicher Dunst hebt sich dort, wo die letzten Hütten der einspännig fahrenden Kuhbäuerchen stehen, von dem weißen Sand das kreuzbesetzte Grabfeld ab, zu dem die Niederwiesenthaler nach Urbäter Weise ihren letzten dunklen Gang antreten, nach dem Vater der Sohn und nach dem Sohn der Enkel, wenn sich ihr Lauf vollendet.

Friedrich Wölflin vergräbt den Kopf in seine Hände und bekämpft das Würgen in der Kehle. Dort zwischen den schweigenden Kreuzen liegt sein Mariächen, unter dem Stein, der in goldener Schrift das schwere Wort trägt: „Die Liebe höret nimmer auf!“ Wären damals nicht die beiden Kinderchen gewesen, Friedrich Wölflin hätte den Begräbnistag nicht überlebt.

Aber das Leben rief nach seinem Recht. Es waren schweigsame Tage, als sie in dem zerbrochenen Kreise zu dreien um den Tisch saßen, bis Malchen Trautwein, Wölflins Schwester, den leeren Platz einnahm und den beiden halbstüggigen Vögeln das Nest anwärmte. Wachsende Sorgen wischten mit ihrer kalten Hand so manche von den lieben Spuren aus, die eine treue Liebe in das Herz des Zurückgebliebenen gezeichnet hatte. Dies Herz, von Kindheit auf immer weich wie Wachs, fing an, in sich gelehrt zu werden, und hart und härter, und lebte nur noch in dem einen Gedanken: Wie halte ich die Dornen zurück von dem Lebensweg der beiden Kleinen?

Dicht vor dem Träumer im Sonnenlicht stieg eine Lerche auf. Zuerst schnitt ihr schmetternder Triller wie ein greller Mißklang in Wölflins noch immer kurz aufzuckendes Herz, bis sich der Gesang in der Höhe zu kleinen Perlen auflöste, die einzeln heruntertropften. Das gab Frieden, und die harte Narbe deckte die Wunde von neuem zu.

Von dem weißen Kirchturm schlug leise die achte Stunde herüber. Unten am Bahndamm hantierten ein paar Männer auf ihren kleinen Nachläckern, Arbeiter, die wochentags in der Oberwiesenthaler Papierfabrik ihrem Tagewerk nachgingen und am Sonntag morgen schon von Sonnenaufgang an auf der lästlichen Scholle hockten. Vom Bahndamm schimmerten schwärzlich die eisernen Schienen. Ihr doppeltes Bänderpaar floss in der Weite in eine Linie zusammen und verlor sich im Wald. Wölflins Blicke glitten an ihnen entlang und wieder zurück und wieder vorwärts. Da blickte es in ihnen auf wie ein heiteres Erschrecken und ein seliges Lächeln ging über das von feinen Furchen durchzogene Gesicht des fünf- undvierzigjährigen und gab ihm einen verklärten Schimmer. Sein Junge!

Daßig zog Wölflin die Uhr. Er durfte sich nicht ver-

späten. In Niederwiesenthal war heute Konfirmation angesetzt, und der alte Pastor Breuer, der alle vierzehn Tage ins Dorf kam, predigte mit den Jahren immer langsamer und länger. Diesmal durfte der Kirchendienst auf der Orgelbank nicht übermäßig dauern, denn pünktlich um zwölf Uhr lief der Breslauer Zug auf dem Oberwiesenthaler Bahnhof ein und brachte ihm seinen Jungen.

Sein Junge! Und der heutige Tag! Als vor acht Tagen das kurze Telegramm aus Görlitz kam: „Glänzend bestanden. Nun acht Tage Riesengebirge. Sonntag mittag zu Hause!“ — hatte da Friedrich Wölflin nicht mit zitternden Händen gestanden und das kleine Papier krampfhaft zerdrückt? Erfüllt der Traum seiner eigenen kargen Jugend, einmal die Studentenmütze tragen zu können! Erfüllt an seinem Jungen! Wie weggeblasen waren alle Entbehrungen und Entsaugungen der langen Jahre. In überströmender Glückseligkeit schlug er mit dem Stock ein paar Kreuzhiebe durch die Luft und suchte im Tal nach Menschen, ihnen die frohe Botschaft zuzutragen.

Die Sonne war hochgekommen und fiel prall auf den gelblichen Fußpfad, der sich in der halben Höhe des Bahnbammes unter den Schienen entlang schlängelte. Ueber den Baumwipfeln von Oberwiesenthal stieg ein leichtes Rauchwölkchen auf. Noch eins und immer mehr. Aus dem Waldgrau löste sich eine schwärzliche Masse. Dampf dröhnte es näher. Der Berliner Schnellzug. Nun war es höchste Zeit, und Friedrich Wölflin sprang davon, den Dampf hinab. Mit eiligen Schritten gewann er den gelben Pfad.

Die Eisenbahnschienen zu seinen Häupten bekamen Leben. Es surrte und summte über ihm und schwoll stärker an, rollend und grollend. Ein schnaufendes Ungeheuer kam gefaust, wie in einem rasenden Unwetter, daß Wölflin nach dem Hut griff. Ein greller Pfiff vor dem Walde. Ein eisiger Hauch. Nun war es dicht vor ihm. Er blieb gebannt auf der Stelle stehen und sah über sich das sauchende Ungetüm.

Ein Drud — ein Prall.

Friedrich Wölflin riß die Arme weit auseinander, als suchten die Hände nach einem Halt. Der Stock flog in weitem Bogen hinunter. Durch die Luft schmitt ein mar-erschütternder Schrei. Der Körper, wie von einem schweren, kurzen Schlag getroffen, stürzte in sich zusammen und rollte langsam den Abhang hinunter. Es zuckte noch einmal in den Händen. Die Finger bogen sich im Krampf zusammen. Durch den Leib lief ein leises Zittern. Kaum hörbar entglitt den schmerzverzerrten Lippen halb klagend, halb lächelnd das Wort „Kinderchen!“ und verhauchte in dem Brausen des dahoneilenden Zuges.

Friedrich Wölflin, Lehrer und Kantor von Niederwiesenthal, war nicht mehr.

Die herzugestürzten Arbeiter, die den Schrei gehört hatten, fanden kein Leben mehr in dem bleichen Manne, der eben noch in das Leben hinausstürzen wollte, und drückten dem Toten die Augen zu.

2. Kapitel.

„Woas ies? — Woas wull a? — Unser Lehrer, hot a g'soit!“

Sie standen vor den Häusern und konnten es nicht fassen. Die Leute schwirrten zu Gruppen zusammen, die Gruppen zu einem Haufen, der sich dem Unglücksboten vom Bahnbamm nachwälzte. In wenig Augenblicken war das ganze Dorf alarmiert. Vor dem Schulzenamt staute sich die erregte Menge, einer Aufklärung harrend. Das Trappeln der vielen Füße rief die kleine Lotte Wölflin an das Fenster.

„Tante Malchen, o komm nur mal her, was da ist! Wie sie alle laufen! Da ist gewiß was passiert!“

Malchen Trautwein sah hinaus. Die Leute drückten sich scheu vorbei. Das Wort blieb ihnen in der Kehle sitzen. Keiner wollte der sein, der die Herzen da im Schulhaus niederschmetterte. Vergeblich rief die kleine Frau ein paar junge Burschen an. Aber sie las aus den Gesichtern ein Unheil, riß die Tür auf und stürzte auf die Straße. Eine alte Frau, die Mangler-Lene aus dem Weberhäuschen, hielt sie an der Schürze fest.

„Lene, was ist? Was ist? So spricht doch um Gottes Willen!“

Da blieb die Frau stehen, sagte Malchen Trautwein um den Arm und schluchzte:

„Woas a Unglück! Woas a Unglück! Unser Lehrer —“ Weiter brachte sie nichts heraus. Ste sah Malchen Trautwein erblicken und wanken und fing sie in ihren Armen auf.

Die kleine Lotte war herausgekommen und las aus den Gesichtern der Leute die Furchtbarkeit einer Unglücksbotschaft. Fieberhaft lauschte sie auf jedes Geflüster. Da hatte sie ein Wort aufgefangen.

„Vater tot?“ schrie das Kind auf und starrte entsetzt zur Mangler-Lene hin und krampfte die kleinen Hände um den Arm von Tante Malchen. Sie war weiß wie die Kalkwand des Schulhauses geworden. Ein alter Bauer trat vor und nahm die beiden fest in seine Arme.

„Kummt ei's Haus, liebe Frau, du mei gut's Kinderchen! Kummt od, kummt! Kei Mensch woas, woas eigentlich ies. Es ies 'r vielleicht, und es ies goar nich a su schlimm.“

Im Schulhaus hörten sie das verworrene Jammern draußen und wie die Mädchen hell aufweinten. Ein Wagen jagte vorüber, mit frischem Stroh belegt. Darauf der Schulze Keuscher und der Barbier Peischke, unter dem Arm einen Verbandskasten. Gleich hinter ihnen raste ein Reiter dahin.

„Schlenglers Paule holt den Doktor!“

Vom Schulzenhaus löste sich der dicke Schwarm und zog langsam und stodend an der Schule vorbei zur Friedenseiche am Gänsebrunnen. Vom Kirchtürmchen schlug es dreiviertel neun.

„Der Pastor kimmt!“

Langsam rollte das Wägelchen mit dem edigen Braunen vom Oberwiesenthaler Pfarrhof den Weg daher. Der Kutsher sah das angesammelte Volk und rief etwas in den Wagen. Der alte Pfarrer richtete sich mühsam hoch und sah mit eingeknickten Knien zur Seite heraus. Ein Dorfältester war an den Wagen getreten und berichtete, was er wußte.

„Fahr zu, Korle, fahr zu!“

Die Leute vergaßen den Morgengruß und machten kaum den Weg frei. Vor der Schultür zitterten dem alten Geistlichen die Knie. Schwer trat er in die Stube.

„Unsern treuen Wölflin — ein Unglück. Tassen Sie sich, meine liebe Frau Malchen!“

Er nahm die regungslosen Hände der bleichen Frau, die noch kein Wort in ihrem Schmerz gefunden hatte und sprach ihr Mut zu, bis genaue Kunde kam.

Es war eine erstickende Schwüle in dem niedrigen Zimmer. Der Pfarrer trat an das Fenster. Hinter dem Schulgarten wurde die Dorfbahre aufgestellt. Eine Frau holte von den Beeten Buchsbaum und rote Primeln und legte sie auf das schwarze Bahrtuch. Die gedämpften Stimmen flossen zu einem scheuen Summen zusammen. Alle Augen sahen nach dem Pappelweg, der in das Vobertal führte.

Eine Rotte Knaben kam gerannt. Man hörte Pferdehufe. Langsam rollte der Wagen heran. Aus den niederhängenden Köpfen der Männer neben dem Gefährt las man genug. Der alte Schulze streckte die schlaffen Hände von sich und schüttelte in einem fort den weißen Kopf. Die Männer entblöhten das Haupt.

So hielt der Kantor Wölflin den letzten Einzug in das Dörfchen, aus dem er die langen Jahre so manchen hinausgeführt hatte nach dem Gräbersfeld am Walde. Vor dem Altar der kleinen Kirche, um die dunkle Bahre geschart, hielt Niederwiesenthal an Stelle der fröhlichen Einsegnungsfeier eine dumpfe Sterbeandacht, und die Kinder sangen mit stodenden Stimmen: „Wenn ich einmal soll scheiden.“

(Fortsetzung folgt.)

Heimfahrt.

Von unserm Konstantinopeler Mitarbeiter.

Umständlicher ist in diesem Jahre unsere Heimfahrt als in früheren Zeiten, — da wir noch den bequemeren Konventionenzug hatten: „Konstantinopel einsteigen — Berlin, Friedrichstraße, aussteigen!“ und da wir kein Bakwisum gebrauchten. Aber was macht's? Wir werden Deutschland wiedersehen, dieses wundervolle Vaterland, das in diesem Jahre schier Unerhörtes geleistet hat, das ein Ausflammen von Vaterlandsliebe und Opferwilligkeit gesehen hat, wie es die Welt nicht sah vordem. Wir durften in jenen Augusttagen nicht dabei sein, wir werden jetzt das neue Deutschland sehen; was macht es da aus, ob die Reise ein paar Tage länger dauern wird, ob die Vorbereitungen etwas umständlicher sind?

Wir gehen also zur Polizeiwache unseres Stadtviertels, wo wir seit einigen Monaten auch eingetragen sind; denn seitdem die Türkei durch die Aufhebung der Kapitulationen das Recht gewonnen hat, uns zu besteuern, hat sie auch ein Interesse an

unserer Persönlichkeit. Mit unserm Papier durchlaufen wir dann noch etliche türkische Bureaus, bis wir unsern Abreiseerlaubnischein haben. Nun zum deutschen, österreichischen, bulgarischen und rumänischen Konsulat. Ueberall lassen wir uns für gutes Geld ein Bismum in unsern Reisepaß drücken (nur die Rumänen tun's umsonst). Auf dem Bahnhof finden wir uns eine Stunde vor der Abfahrt ein; denn jeder Paß wird hier noch genau untersucht und eingetragen. Am Fahrkartenschalter werden wir dann noch polizeilich zu einer freiwilligen Viebesgabe von 5 Baisfern für die Flotte gezwungen, dann passieren wir mehrere Schutzmannsposten, denen wir die Pässe wieder vorzeigen. Endlich sigen wir im Zug und glauben, nun allen Formalitäten entronnen zu sein. Aber auf der Fahrt bis Adrianopel kommen noch verschiedene Polizisten. Schon gewohnheitsmäßig zeigen wir unsere Pässe vor. Das ist uns übrigens nichts Ungewohntes, denn auch in Konstantinopel haben wir manchmal unsern Paß auf offener Straße einem Zivilbeamten vorzeigen müssen. Vor Adrianopel kommt dann nochmals ein Beamter mit seinem Stabe, und der stellt nun fest, daß fast alle Pässe nicht in Ordnung sind. Sie hätten noch ein türkisches Bismum haben müssen. Davon wissen auch die Schrvielgereisten nichts. Es ist also etwas Neues. Wir zahlen und bekommen das Fehlende. Im Abgehen bemerkt der gestrenge Beamte noch, daß hinfort für solche Nachlässigkeit eine Strafe erhoben werden soll.

Nun halten wir auf der Station Adrianopel. Die Stadt liegt einige Kilometer entfernt. Dieser Ort heißt Karagatsch, wird hauptsächlich von Bahnbeamten bewohnt, hat eine deutsche Kolonie und eine deutsche Schule. Dieses Karagatsch spielt bei den gegenwärtigen türkisch-bulgarischen Verhandlungen eine Rolle. Die Bulgaren erstreben wahrscheinlich den Besitz der Bahn, um zu ihrem Hafen Debeagatsch kommen zu können.

Während unseres langen Aufenthalts auf diesem Bahnhof geht nun die große Gepäc- und Leibesvisitation vor sich. „Gold und Briefe“ heißt die Bannware, auf die gesahndet wird. Die Türkei hat ihr Gold nicht eingezogen; es läuft neben den Banknoten, die Zwangskurs haben, einher, und so besteht natürlich die Gefahr, daß es ins Ausland abgeführt wird. In liberaler Weise ist den Reisenden gestattet, je nach der Länge ihrer Fahrt bis zu 15 türkischen Pfunden in Gold mitzunehmen. Was darüber ist, wird konfisziert. Da das Papiergeld aller Staaten erschrecklich niedrig im Kurs steht, machen natürlich die Reisenden reichden Gebrauch von der Erlaubnis, Gold mitnehmen zu dürfen. Wahrscheinlich haben die Beamten allen Grund, mißtrauisch zu sein, denn in unserem Abteil wurde sogar der Wasserkrug einer griechischen Frau eingehend untersucht.

Ebenso wichtig nahm es ein anderer Beamter während dieser Zeit mit dem Suchen nach Geschriebenem. Jeder Satz im Notizbüchlein wurde argwöhnisch angesehen, jeder Brief dem Besitzer abgenommen, vom Beamten in einen Umschlag gesteckt, mit der angegebenen Adresse versehen und der Postur überliefert.

Der erste Pfiff von der Maschine zeigt uns an, daß die Revision beendet ist, und nun geht es weiter. Es ist Abend geworden. Ein farbenreicher Himmel spiegelt sich in den kumpfigen Geländen von Adrianopel wieder und erinnert uns an den Balkankrieg, wo diese natürliche Befestigung der Festung Adrianopel so sehr zu Hilfe kam. Nun rollt unser Zug über die Mariabridge. Ganz, ganz langsam, denn sie ist seit ihrer Zerstörung in jenem Kriege noch nicht wieder hergestellt. Unheimlich narren und lächen die provisorischen Balken und Pfosten unter der Last des Buges.

Wir werden ja nur im Fluge die Balkanländer durchreiten, denn unser erheutes Ziel ist Deutschland. Aber wir haben uns vorgenommen, auf der Fahrt die Augen offen zu halten, um aus kleinen Beobachtungen, aus dem Verhalten der Beamten und der Bevölkerung den politischen Barometerstand zu erkennen.

Am nächsten Mittag sind wir in Sofia und können erst am Abend weiterfahren. Sofia, die Residenzstadt, ist eine von den ganz wenigen großen Städten Bulgariens. Es ist ein richtiges Bauermland; auf unserer Fahrt haben wir die reifen Kornfelder betrachtet und den Erntesegen geschätzt. In diesem Jahre ist auch der Städte mehr denn je auf die Felder aufmerksam geworden. Die Not hat ihn gelehrt, den Acker mit anderen Augen anzusehen wie früher. Reiche Frucht wird auf Bulgariens Feldern in diesen Wochen geerntet. Das Land braucht Ruhe und Erholung nach den schweren Zeiten der Balkankriege. Auch in Sofia, wo doch am ehesten die Politik die Köpfe erhitzen könnte, merken wir nichts von Kriegstrenude; und unser Freund, der dort ansässig ist, erzählt uns auch, daß das Volk Frieden wünscht. In der Stadt deutet auch nichts auf eine Hinneigung der Bevölkerung zu einer der kriegführenden Parteien. Sogar die Buch- und Zeitungshändler sind neutral, denn die Wätter aller feindlichen Staaten sind gleicherweise ausgelegt, ebenso wie in den Schaufenstern der Buchhändler deutsche und französische Bücher immer in gleicher Zahl aushängen.

Die Nacht und den nächsten Morgen eilt unser Zug durch bulgarisches Land. Immer nur schmittere Felder, heute wie gestern, und Dörfer und kleine Landstädte. Sichtlich hängt das Wohl der ganzen Bevölkerung vom Segen des Aekers ab.

Kunstschau! Wir haben die Donau und damit die Grenze des Landes erreicht. Die Stadt selbst, deren auftragende Minarehs uns daran erinnern, daß einst die Türken hier herrschten und daß noch heute Muhamedaner hier wohnen, kann uns nicht fesseln, denn alle Aufmerksamkeit gilt hier wieder den Zoll- und Paßformalitäten.

Während wir in heißer Mittagsstunde am Donauufer stehen, werden die Pässe eingesammelt und aufs neue abgestempelt, das Gepäck wird wieder durchsucht, und aufs Geratewohl wird der dritte Mann herausgesucht und einer körperlichen Untersuchung unterzogen, denn auch Bulgarien erlaubt nicht die Gebrausfuhr. Eine kurze Fahrt auf dem Fährdampfer bringt uns nun nach Ramadan, wo schon wieder Zoll- und Paßbeamte unser harren. Wieder dieselbe Geschichte, nur nach Gold wird hier nicht gesucht.

In unserm Speisewagen merkt man noch nichts von Kriegsbrot, obgleich wir uns der ungarischen Grenze nähern. Das Mehl wird halt noch im weizenreichen Rumänien eingekauft. In unserm Tisch sigen zwei siebenbürger Männer, ein Deutscher und ein Rumäne. Sie machen uns aufmerksam auf das Getreide, das da an der Bahnstrecke liegt. Seit der vorigen Ernte liegt es da, der Bitterung und den heimlichen (oder offenen) Besuchen der armen Bevölkerung und der Gänse ausgefetzt, die gut bei dieser Weizenkost gedeihen.

Auf den Stationen sehen wir auch reichlich viel Militär. Wie hat sich unser Empfinden in einem Jahre gewandelt. War nicht das klickende, farbenfrohe schimmernde Regiment sonst auch unser Stolz und laute Freude? Nun sehen wir hier deutlich sauber gekleidete Offiziere, weiße Käppis, glänzende Knöpfe, gegen jeden Regentropfen empfindliche Röde und lackhästige Stiefel. Und das Ganze kommt uns wie eine Spielerei vor; nur noch das Feldgrau und der derbe Kommissfeldstiefel will uns als ernst und angemessen gelten.

Als der Tag sich wieder zum Abend neigt, nahen wir wieder den schönen Transsylvanischen Alpen und erinnern uns schöner Stunden in dem waldigen, kühlen Sinai, dem Sommeritz des rumänischen Königs. Feuer fesselt uns die Schönheit des Gebirges weniger als der Gedanke, eine wie vortreffliche natürliche Befestigung unsere Bundesgenossen in diesem Bergwall besäßen, wenn sich die Rumänen zu unsern Feinden hätten hinüberziehen lassen.

Und wieder ist ein Land durchquert, wieder eine Grenze. Dieselbe Sache wie an jeder Grenze, und doch anders. Jetzt beginnt unser Kriegsgebiet, denn Deutschland, Oesterreich, Ungarn sind doch für unser Gefühl heute ohne innere Grenzen. Der Krieg hat uns auch den Ungarn näher gebracht. Willig spricht heute jeder Beamte deutsch mit uns. Das war nicht immer so; manchen Kerger haben wir früher auf unseren Fahrten durch Ungarn in dieser Beziehung gehabt.

Es ist uns so oft gesagt und geschrieben worden, man merke in deutschen Landen nichts vom Krieg. Aber wir bringen andere Augen mit und sehen überall Neues, das uns an den Krieg erinnert. Wir sehen Umschlüge in den Wagen, die zum Schweigen mahnen, die zur Beobachtung von etwaigen Spionen aufrufen; wir erfahren im Vaterlande zuerst etwas von der großartigen Einteilung des Brotes und Mehles, wovon uns die Zeitungen doch nicht den gleichen Eindruck geben konnten, wie jetzt das Erleben selbst; wir sehen an den Auslagen in den Schaufenstern, wie das ganze geschäftliche Leben sich gewandelt hat, wie es sich auf die neue Weltlage eingestellt hat. Wohin wir schauen, merken wir etwas vom Krieg. Aber immer etwas, das uns stolzer und froher auf unser Vaterland macht. Und das war unsere Hoffnung. Jetzt in der Heimat lachen wir über manches, das uns vordem die Stirn kraus ziehen machte. So behauptet jetzt einer von uns lachend, als wir durch eine deutsche Stadt gehen: „Schau, nichts von deutschem Empfinden in Deutschland! Geschäftsleute, Verwaltung, Regierung, alles ist französisch!“ Und er weist uns darauf hin, daß in der ganzen Stadt die Lateinschrift als Umgangsschrift gilt. In Konstantinopel werdet ihr keine Lateinbuchstaben mehr finden. In komischem Mißverständnis erklärte dort die Polizei eines Tages, daß alles lateinisch Geschriebene französisch sei, und im Nu mußten alle Aufschriften verschwinden. Jetzt findet man auch in der Fremdenstadt Pera nur türkische, griechische, armenische, hebräische und bulgarische Namen und Anknüpfungen. Die unendlich Vielen, welche diese Zeichen nicht zu deuten vermögen, sind äbel daran. Die Deutschen haben einen Ausweg gefunden: Sie haben sich schnell zur gotischen Schrift befehlet; das können wenigstens wir Deutschen lesen. Uns will ja eigentlich nicht einleuchten, daß z. B. die Aufschrift: Deutsches Schuhwarenlager oder etwas Mehliches „französisch“ sein könnte, aber die Polizei behauptet es nun einmal, und dann wirds doch wohl so sein.

Jetzt aber, da wir in Deutschland sind, vergessen wir schnell auch diese Kergerlichkeiten, und der große Gedanke von der Bedeutung der Türkei und den Dardanellen für Deutschlands Wohl tritt in den Vordergrund, und wir erzählen lieber allen, die interessiert nach Konstantinopel fragen, von den tapferen Türken, die mit vorbildlicher Todesverachtung an den Dardanellen kämpften, und von der Zuversicht, mit der jedermann in Konstantinopel an die Festigkeit der Dardanellen glaubt, und mit ganz besonderem Stolz sigen wir hinzu, welche Arbeit unsere deutschen Offiziere geleistet haben, die aus dem Heer der Türken zur Zeit des Balkankrieges in so erstaunlich kurzer Zeit das wohlgeordnete und gut ausgebildete neue türkische Heer geschaffen haben. Und wir sigen mit Nachdruck hinzu, daß wir eine schöne Zukunft der Türkei sehen, wenn sie sich auch für die anderen Gebiete ihres Staatswesens die deutsche tatkräftige Hilfe dauernd sichert. Dann ist ihr der wünschenswerteste schnelle Aufstieg sicher, der ihr ihre staatliche Selbständigkeit verbürgt, die ja auch für Deutschland eine politische Notwendigkeit bedeutet.

Gottfried Kinkel.

In seinem 100. Geburtstag (11. August 1915),
Von Peter Damerer.

Wenn wir Heutigen von Gottfried Kinkel reden, so fesselt uns der Roman seines Lebens stärker als sein Dichten. Aus seiner reichlich epigonenhaften Poesie ist auch das Bild des Mannes, dessen Name einst wie eine Fanfare des Sturmes durch Deutschland brauste, nicht zu gewinnen. Sein Dasein war eine Weile aufs Höchste gesteigert; aber er blieb nur ein mittelmäßiger Bedachter konventioneller „poetischer“ Motive. Nicht einmal die zermalnenden Hammerschläge des außerordentlichsten Schicksals vermochten aus seinem Genius stärkere Funken herauszuschlagen. Ein Gedicht, wie das von den achtzehn Gewehrknäulern, das er angesichts des drohenden Todes schrieb, ist im Grunde empfindungsarm in seiner wortreichen Rhetorik. Seine Lyrik ist überhaupt belanglos. Feinere Reize bieten allenfalls die kleinen Versepen: „Otto der Schütz“, hübsch, zierlich, bürgerlich-romantisch; ein fremdliches Gewächs aus der Trompeter-Amaranth-Welt; „Der Großschmid von Antwerpen“, eine Künstlernovelle, farbenfatter, malerischer, auch in der Darstellung der Leidenschaft stärker, und das andere Produkt seiner Beschäftigung mit der Kunstgeschichte, das griechische Idyll „Tanagra“, das wertvoll ist um ein paar bekennnisreicher Worte willen, in denen der Alternde Abrechnung hält zwischen den beiden Mächten, die sein Leben waren: dem politischen Kampfe und der Kunst.

Aber da steht — es ist der 18. März 1848, und das Patent des Königs zur beschleunigten Einberufung der Landstände ist eben eingetroffen — auf dem Saller des Bonner Rathhauses ein Mann und schwenkt die schwarz-rot-goldene Fahne. Und mit seiner Glockenstimme grüßt er die Morgenstunde der neuen deutschen Einheit, die ihm die Bereitschaft Friedrich Wilhelms IV., die Kaiserkrone anzunehmen, leuchtend heraufzuführen scheint. Dieser Fahnenchwinger, dieser Bürgerführer ist Professor der Kunstgeschichte und Dichter von Ruf. Am 11. August 1815 in einem Pfarrhause zu Oberkassel bei Bonn geboren, war er Theologe geworden und hatte an der Universität die Gottesweisheit gelehrt. Aber die enge orthodoxe Einschränkung seiner Jugendzeit hatte den Geist der Opposition in ihm erweckt, und unter dem Einfluß des kritischen Materialismus der Jungdeutschen war er von der rechtgläubigen Richtung immer stärker nach links abgedrängt worden, bis er sich schließlich, um den Anfeindungen der Orthodoxie zu entgehen, genötigt sah, sein theologisches Lehramt, das er mit Freiheit ansähte, gegen eine andere Fakultät zu vertauschen.

Doch ihn erwarteten bald neue, heftigere Kämpfe. Die politische Leidenschaft war in ihm wach geworden, und als das Sturmjahr 1848 kam, riß ihn der Strom der Begehrlichkeiten unaufhaltsam mit sich fort. Er gründete den demokratischen Wahlverein, gründete Arbeiterbildungs-Vereine, entwarf das Wahlprogramm seiner Partei und kämpfte in der Zeitung, in Volksversammlungen, in der preussischen Kammer für die Sache, die ihm die deutsche Zukunft war; foht für die deutsche Republik, für die Koalition des Volkes gegen die Koalition der Fürsten, Anfangs in seinen Forderungen gemäßigt, wurde er durch die Entwicklung der Dinge immer schroffer, maßloser, unbedingter. Seine allmähliche Wandlung läßt der Satz durchscheinen: „Wir wollen die Einheit, wir wollen ein Volk sein, unter einer Verfassung, unter gleichen Grundrechten, mit ein und derselben Volksvertretung und Regierung, und dadurch wollen wir einig werden nach innen, stark nach außen. Hinter uns und unseren Wünschen haben die Fürsten die Brücke abgebrochen, unter ihrer Leitung kommen wir nicht zur Einheit. Nur vor uns liegt das Land, liegt Rettung, und sie heißt Republik. Wir werden nicht mehr gesagt, was wir wollen oder wünschen; nur um ein Räßen handelt es sich, und dieses Räßen lautet: Untergehen oder durchhalten, Krone oder Freiheitsmütze, Bürgerkrieg oder Einheit.“ Und am 26. April 1849 gibt er in der letzten Sitzung der 2. preussischen Kammer die Parole von der sozialen demokratischen Partei der Zukunft aus.

Es ist leicht, die Denkfehler des Idealpolitikers Kinkel, seinen Mangel an realpolitischem Sinn, der ihn bei seinen schwärmerischen Intuitionen das Fehlen sachlicher Grundlagen übersehen ließ, nachzuweisen. Leicht ist es auch, von den Gesichtspunkten anderer Zeiten her sein Handeln als Don Quixotenhast abzutun. Aber seine Haltung hat Größe, und hinter all seinem Tam steht die große treue Liebe zum deutschen Wesen. Und nur aus dieser Liebe heraus wurde dieser bewundernswerte deutsche Charakter zum Umstürzer.

Und am 4. August 1849 steht dieser Mann als Hochverräter vor dem Kriegsgericht zu Rastatt. Der Traum von der deutschen Einheit, für den er gelebt, für den er getritten, ist abgetan; ist zerstückelt am Egoismus und an der „Trennlosigkeit“ der Fürsten. Das Volk will seinen Willen mit den Waffen erzwingen. Und Kinkel, trotzdem er die Gewalt verabscheut; trotzdem er die Verderblichkeit und Vergeblichkeit des Unterjüngens erkennt, will das Volk, das auf ihn wie auf die Gewähr der Freiheit schaut, nicht im Stich lassen. Am 29. Juni ist er im Gefecht bei Muggenturm verwundet und gefangen worden. Am 4. August steht er vor seinen Richtern und spricht zu ihnen, von denen er das Todesurteil er-

wartet: „Für eine sinkende Sache kann ein Mann, der ihr treu ist, nur Eins tun: er kann mit seiner Person, mit Leib und Leben für sie einstehen. Das habe ich getan. Sie können das, meine Herren, einen Entschluß der Verzweiflung nennen; daß es aber ein Entschluß sei, der meine Ehre als Mann entwürdigt — nein! Das können Sie nicht sagen!“ Und angesichts der Gewehrläufe, die er schon drohend auf sich gerichtet sah, bekennt er sich noch einmal laut zum Reichsgedanken, den zu vertreten damals, in den Tagen kleinhaaltigen Paritätarismus, als ein Verbrechen galt. Das Gericht aber erkannte, aus der Anarchie der Zustände die Erlaubnis zu eigenem Rechtspruch hernehmend: „Die Gesetze des preussischen Landrechts bestimmen zwar für denjenigen, die sich nicht als Anführer am Kampfe beteiligt, nur 6—8 Jahre Gefängnis. Weil aber der Angeklagte ein Mann von so hoher Bildung und besser als andere wußte, was er tat; weil ferner die Entschuldigung wegfällt, daß er bei dem Aufstand etwas für sich zu gewinnen meinte, darum erhöhen wir für ihn die Strafe auf lebenslängliche Festungshaft.“ Der König „milderte“ das Urteil, indem er statt Festung — Buchhaus setzte. Ueber ein Jahr mußte Kinkel hinter Kerkergittern Wolle spinnen, bis sein Freund und Schüler Karl Schurz einen Befreiungsplan entwarf, den er auch im November 1850 ausführte.

Der Traum von der goldenen Republik war zu Ende. Für Kinkel kamen in London, dahin er sich gewandt, Jahre eisernen Arbeit, und der durch die Folge der Geschneidete Ernüchterte lehrte sich immer mehr von der Politik ab. 1866 erhielt er einen Ruf als Professor der Archäologie nach Bück, wo er am 13. November 1882 starb.

Nicht ohne Tragik ist Kinkels Haltung im Jahre 1870. Seine Augen hatten zu lange ins Traumland Utopia gestarrt und waren nicht mehr fähig, sich in der Wirklichkeit zurechtzufinden. So blieb der Vorkämpfer des neuen Deutschland, der doch einst vor feinsten Richtern ausgesprochen hatte, daß er die Einheit Deutschlands in jeder Form begrüßen werde, selbst wenn sie aus der Hand der Hohenzollern käme, bei dem großen Einigungswerke in vier-spältiger Stimmung beiseite stehen.

Zwei Momente sind es, die sich in die Seele eindrennen: jene Gebärde voll schwärmerischer Schönheit, mit der er auf dem Bonner Rathause die deutsche Fflagge entfaltete, und seine heldisch ungebeugte Haltung vor den Richtern. In ihnen ist der ganze Mann. Gerne möchten wir aus seinen Gedichten den Hauch seines starken Lebens, das entflammende Pathos seiner öffentlichen Erscheinung zu uns herüberschlagen fühlen. Doch da ist keine Brücke. Kinkel, der Dichter, und Kinkel, der Volkskeld, haben nichts miteinander zu tun. Und wir wenden uns von dem Dichter ab, und klammern uns an die paar uns überlieferten großen Augenblicke seines Lebens, um die prachtvolle Gestalt des deutschen Kämpfers, der ein Volk fortrih, wenn auch auf Irrwegen, so doch mit dem Wahrheit als Ziel, nicht zu verlieren.

Wäertisch.

— Islam und Weltkrieg. Von Richard Schäfer, Sekretär der Deutschen Orient-Mission, 35 S. Verlag von Krüger & Co., Leipzig. — Vorliegendes Schriftchen ist ein in der Gegenwart geradezu notwendiges, weil es den zahlreichen Bedenken vieler deutscher Kreise begegnet, die gegen das Bündnis mit den Türken und die Türkenfreundschaft überhaupt sind. Wer es aufmerksam gelesen hat, wird anders denken und die religiöse und kulturelle Bedeutung der brennenden Islamfrage in der heutigen Neugestaltung begreifen.

Rösselsprung.

		der	stroh	be-	auch		
				wacht			
hat	der	flur	zum	spendet	dem	für	doch
wer	ver-	mann	korn	der	davon	und	gleich
	wendet					ihn	
nur	ihn	reich-	nicht	ge-	nicht	und	andere
		tum		nießen			
			nicht	gar	hat	auf	

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Ergänzungsrätsels in voriger Nummer:
So lang noch stehn die Augen offen,
Laßt frisch uns schaffen und fröhlich hoffen
Und läuscht uns auch die Hoffnung oft,
Der Mensch ist glücklich, so lang er hofft.